Unser Zeitalter im politischen Zeichen Cromwells

Der große Volks- und Revolutionsführer im 17. Jahrhundert in England, Oliver Cromwell, war in seinem Männesalter der Begründer der parlamentarischen Demokratie, in seinem Greisenalter der Begründer der nationaler parlamentsloser Diktatur. Bekanntlich hat Napoleon Bonaparte Cromwell 1801 in Frankreich nachgeahmt, und Mussolini war ein Nachahmer beider, nur mit dem Unterschiede, daß er einen gesinnungsverwandten König vorfand, mit dem er die Macht im wechselseitigen Interesse teilen sollte, um so die nationale Diktatur dauerhafter zu machen, als es die Diktaturen seiner Vorbilder waren. Jedenfalls ist Mussolini nicht nur der Vollender, sondern auch der Vervollkommner der politischen Systeme Cromwell's u. Napoleon's im Sinne der Stabilisierung durch die angestammte Dynastie. Es scheint, daß die jetzige politische Entwicklung in allen Staaten diesen politischen Weg Cromwell's vom Mannesalter in seine abgeklärten Greisenjahre hinein mitmacht. Die parlamentarische Demokratie, die Ende 1918 die Allgewalt im Staat an sich riß, hat in allen Staaten nicht nur politischen, sondern auch wirtschaftlichen Bankbruch gemacht, den Bankbruch des Staatskapitalismus, der Monopolwirtschaft in den Eisenbahnen, in den Forsten und anderen Unternehmungen.

Dieser Bankbruch ist nicht nur ein wirtschaftlicher, er ist auch ein politischer und moralischer zugleich. Denn der Staatskapitalismus mit seinen Staatsmonopolen und der Gemeindekapitalismus mit seinen Gemeindemonopolen wurden samt der schrankenlosen Demokratie als Allheilmittel gegen alle wirtschaftlichen Mißstände gepriesen, die mit der autoritären Privatwirtschaft und mit der früher angeerbten autoritären politischen Obrigkeit im Zusammenhange standen. Es hat sich aber erwiesen, daß jedes politische Prinzip, als Staatsobrigkeit, das allein und absolut ohne Rücksicht auf andere berechnete Faktoren herrschen will, sich selbst zu Grunde richtet und von der Bildfläche verschwinden muß. Eine absolute parlamentarische Demokratie ist auf die Dauer ebenso unmöglich wie eine absolute Dynastie, eine absolut herrschende Aristokratie oder irgend ein anderer Stand oder eine Klasse, die im Staate allein herrschen möchten, gleichgültig ob sie Bürgertum, Bauerntum oder Arbeiterproletariat zum allein herrschenden Machthaber im Staate machen wollen. Man vergißt so oft in der Politik, daß das Recht etwas durch die Natur der Dinge und der Menschen Gegebenes ist und daß der Staat samt seiner politischen Gewalt gegen natürliches Recht ebensowenig sich geltend machen kann wie gegen die Naturgesetze. Der Staat hat dieses natürliche Recht nur orts- und zeitgemäß in Gesetzen zu verwirklichen.

Der richtige Ausgleich zwischen politischer, demokratischer, freier Betätigung und der staatlichen Obrigkeitsautorität ist noch in keinem Staate gefunden. England ist ihm im 18. und 19. Jahrhundert durch die wechselseitige Beschränkung der politischen Macht der Dynastie, der Aristokratie und der Demokratie am nächsten gekommen. Die Verfassung der Ver. Staaten hat dadurch, daß sie dem Präsidenten und dem Senate gegenüber dem Repräsentantenhaus eine bedeutend größere Macht verliehen hat, als dies in den demokratischen Staaten Europas der Fall ist, einen gewissen Ausgleich gefunden, dessen Schwäche jedoch angesichts einer Katastrophe, wie die gegenwärtige, deutlich zu Tage tritt. Es ist charakteristisch für die menschliche Natur, daß seit Beginn der Wirtschaftskrise das Volk stets nur den Präsidenten des Landes für die gegenwärtige Lage verantwortlich macht. Während doch gemäß der Verfassung ihm nur die ausübende Gewalt, und nicht die gesetzgebende Gewalt zusteht, von der alle weitreichenden Maßregeln gesetzgeberischer Art ausgehen müssen. Von anderer Seite macht man ihm, und zwar nicht mit Unrecht, den Vorwurf, er reiße Rechte und Funktionen, die allein dem Kongreß zustehen, an sich. Es ist das eine Parallelerscheinung. In allen europäischen Staaten wächst gerade in dem Maße die Autorität des Staatsoberhauptes, in dem durch die Schuld der parlamentarischen Parteien die gesetzgeberische Leistungsfähigkeit des Parlamentes und anderer Verwaltungskörperschaften versagt.

Die europäische Sozialdemokratie kann hier keine Abhilfe schaffen. Ihr bleibt nur der Weg offen, der nach vergeblichen Versuchen zur Selbstvernichtung entweder im Abgrunde des despotischen asiatischen Kommunismus oder in der Rückkehr zum Volksganzen in vaterländischer Betätigung durch ihre Auflösung in den nationalen Parteien führen muß. Diese werden jedoch, wenn sie der angedeuteten Entwicklung folgen, unzweifelhaft dem Faschismus huldigen und ihm zum Siege verhelfen. Doch damit wird den Völkern nicht närrlich gedient sein. Der Faschismus leidet an den großen Gebrechen des napoleonischen Staates. Zentralisation der Macht, während der Gesunde Staat föderalistisch organisiert sein und funktionieren muß. Dem christlich-germanischen Prinzip des „self-government" trägt der Faschismus nicht genügend Rechnung, vor allem weil er ein Notstandsmittel ist, nach dem man griff, um dem Kommunismus vorzubeugen und die Italien neuangegliederten Gebiete nach napoleonischem Muster mit Gewalt italienisieren zu können.

Sollte es möglich sein, die Völker europäisch-amerikanischer Kultur dem Faschismus zu unterwerfen, so würde das ihnen auf die Dauer nur zum Unheil gereichen. Die faschistischen Staaten würden enden wie die Städterepubliken Griechenlands.

C. St. d. C. P.

Geschichte des Gold-Dollars

Der sogenannte Gold-Standard, den Groß-Britannien und seine Trabanten vorläufig aufgegeben hat, bildet die Grundlage des Währungssystems in den Ver. Staaten seit 1900, nachdem die erbitterten „Freisilber-Kampagnen" im Sande verlaufen waren.

„Gold-Standard" bedeutet, daß die Regierung dem jederzeitigen Austausch von Waren, Rohprodukten, Dienstleistungen gegen Gold oder durch Gold gedeckte Banknoten garantiert. Die Werteinheit in den Ver. Staaten ist der Gold-Dollar. Nach dem Gesetze repräsentiert er 25.8 Grän sogen. 900-Gold, oder 23.2 Grän Feingold. Für alles im Umlauf befindliche Papiergeld hat die Regierung entweder Golddeckung oder Deckung durch dafür gesetzlich zugelassene Sekuritäten.

Seit der Gründung der Ver. Staaten im Jahre 1786 hat das Land verschiedene Währungssysteme gehabt. In jenem Jahre wurde vom Kongreß der Silber-Standard eingeführt, und als Währungseinheit galt der Silber-Dollar, der 375.64 Grän reinem Silber entsprach. 1792 wurde eine Doppel-Währung eingeführt. Neben dem Silber-Dollar (dessen Wert auf 371.25 Grän Silber fixiert wurde) trat ein Gold-Dollar, der 24.75 Grän Gold entsprach. Sowohl Gold- als auch Silber-Dollar waren gesetzliche Zahlungsmittel. Das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber wurde auf 1 zu 15 festgesetzt, in anderen Worten, ein Gold-Dollar entsprach 15 Silber-Dollars.

Während des Bürgerkrieges wurde der Gold-Standard aufgegeben, nachdem bereits vorher das Wertverhältnis zwischen Gold- und Silber-Dollar mehrmals geändert wurde. 1873 setzte der Kongreß den Gold-Dollar als alleinige Währungseinheit fest und bestimmte, daß ein Gold-Dollar 25.8 Grän Gold entspricht. Mittels Gesetz wurde 1873 der Silber-Dollar als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt.

Unter dem jetzigen Regierungsgesetz garantiert die Regierung, daß alle Banknoten oder Schecks, die von der Regierung oder einer Notenbank ausgegeben werden, dem Inhaber auf Verlangen in Gold einzutauschen sind. Für die finanziellen Transaktionen des täglichen Lebens wird aber Gold infolge seines hohen Gewichtes nur noch selten verwendet, sondern durch das bequemer zu handhabende Papiergeld versteckt, das aber, unter der Goldwährung, weiter nichts ist, als eine Art Lagerschein für eine bestimmte Menge Gold, das in den Schatzkammern der Regierungen und der Banken ruht.

Die sogen. „Goldzertifikate" sind voll und ganz durch Gold gedeckt. In anderen Worten, für jedes Zertifikat über 10 Dollars, das das Schatzamt ausgibt, muß Gold im Werte von 10 Dollars eingenommen werden. Für alle im Umlaufe befindlichen $1 700 000 000 Goldzertifikate ist also die gleiche Menge Gold in den Tresoren des Schatzamtes. Das gleiche gilt für die sogen. „Greenbacks" (United States Noten).

Als Deckung für die von Nationalbanken ausgegebenen Noten dienen Regierungsbonds, die beim Schatzamt von den Notenbanken in der gleichen Höhe deponiert werden müssen, wie der Wert der von jeder Bank ausgegebenen Noten. Der Umlauf der Nationalbank-Noten beläuft sich auf nicht ganz 700 Millionen Dollars.

Seit Annahme des Bundes-Reserve-Gesetzes sind die Bundes-Reserve-Noten das wichtigste Zahlungsmittel in den Ver. Staaten. Das Gesetz bestimmt, daß jede Bundes-Reservebank für die von ihr ausgegebenen Noten mindestens 40 Prozent Deckung in Gold haben muß, das beim Schatzamt zu deponieren ist, und für die restlichen 60 Prozent Deckung durch Regierungs-Sekuritäten.

Gegen $2 400 000 000 Bundes-Reserve-Noten sind im Umlauf, aber die Golddeckung dafür ist fast doppelt so hoch als vom Gesetz vorgeschrieben wird. In den Kammern des Schatzamts ruhen für die Bundes-Reservebanken $1 890 000 000 in Gold, also fast 80 Prozent Golddeckung für die Bundes-Reserve-Noten. Insgesamt bekaufen sich die Goldbestände des Schatzamtes auf $3 797 000 000. Von dieser Summe entfallen $1 700 000 000 Deckung für „Greenbacks", $1 890 000 000 Deckung für Bundes-Reserve-Noten, 50 Millionen der Regierung gehöriges Gold, und 54 Millionen Gold, das für den Notfall reserviert ist, sogen. „freies Gold".

„Aurora"

Was ist die große Krisis der Zeit? Köpfe und Herzen und Hände arbeiten daran, Politik von Moral, Moral von Religion, Religion von Offenbarung ganz unabhängig zu machen. Und doch können alle drei nur in der Einigung gedeihen.

Das Kardinalkollegium

Die heutige Situation des Hl. Kollegiums weist ein leichtes Ueberwiegen der ausländischen Kardinäle über die italienischen auf. Erstere zählen 29 und die italienischen 26 Mitglieder.

Aus dem Pontifikate Leos des Dreizehnten ist ein einziger übrig geblieben, nämlich Se. Eminenz Leo de Skrbensky, ehemaliger Erzbischof von Prag und hernach von Olmütz, der auf Präsentation des Kaisers von Oesterreich infolge der Ernennung auf den erzbischöflichen Stuhl von Prag — am 15. April 1901 zum Kardinal kreiert worden war. War doch mit dem erzbischöflichen Stuhl von Prag der Kardinalshut in der Regel verbunden. Kardinal de Skrbensky stand damals erst in einem Alter von 38 Jahren. Der Kardinal, der bei der Schaffung der tschechoslowakischen Republik auf seine Stelle in der böhmischen Hierarchie resignierte, zählt somit nur 68 Jahre. Infolge eines schweren Automobilunfalles ist er in den Beinen beinahe gelähmt, so daß er nicht einmal an den Konklaven teilnehmen konnte, aus denen Benedikt der Fünfzehnte und Pius der Elfte hervorgingen.

Neben diesem einzigen aus der Zeit Leos des Dreizehnten verbliebenen Kardinal zählt das Hl. Kollegium 9 von Pius dem Zehnten ernannte Kardinäle, 14 von Benedikt dem Fünfzehnten ernannte und 31 von Pius dem Elften ernannte Kardinäle.

Von allen heute lebenden Kardinälen haben 24 ihren Wohnsitz an der Kurie und 31 in Italien und anderen Ländern, wo sie wichtigste Bischofssitze inne haben, mit denen wegen geschichtlicher oder religiöser Bedeutung des betreffenden Stuhles die Ehre des Kardinalates verbunden ist.

Von den 24 in Rom weilenden Kurienkardinälen sind 4 Ausländer, nämlich Frühwirth, ein Oesterreicher; Van Rossum, ein Holländer; Ehrle, ein Deutscher; Lepicier, Franzose.

Beachtenswert ist auch, daß bei der heutigen Zusammensetzung des Hl. Kollegiums zwei uburbikarische Sitze vakant sind, so daß die Zahl der Kardinäle von der Ordnung der Bischöfe nur vier statt, wie sonst üblich, sechs beträgt.

Geaengstigt wegen des Gelderwerbes?

NIEMAND VON UNS BRAUCHT ALS ALTER MANN GEBROCHEN ZU SEIN—NIEDERGEDRUECKT UND ERMATTET — WACH AUF!!! — EINE NEUE MOEGLICHKEIT IST GEGEBEN!!

Kennen Sie die 5c, 10c und 25c Artikel fuer die kleinen Leute, deren Pyramide alljaehrlich in die Millionen sich erhebt?—Nur eine Dosis von Wrigley's Kaugummi, Coca Cola, Milky Way, Eskimo Pie, Carter's Liver Pills oder Bromo Selzer bietet Ihnen viel von dem, was Sie benoetigen. Hunderte von Profit bringenden Anlagen ergeben ungeheuren Gewinn. Es sind die 5c, 10c und 25c Artikel, welche den Erfolg einbringen. Sie bilden eine gute Anlage, indem sie des Menschen Leben von Grund auf aendern. ERFOLG kommt dadurch, dass man eine Anlage beurteilen kann—bedenken Sie die Moeglichkeiten!

"LIV-RO" ist der letzte Schlager in der Behandlung von allerhand Unpaesslichkeiten, ist der Leitstern, dessen schimmerndes Licht sich ueber die weite Zukunft im Leben regsamer Frauen und Maenner vorteilhaft ausgiesst. "LIV-RO" ist ein hervorragendes Mittel gegen Malaria, Influenza, Verkuehlungen, Kopfschmerzen, Grippe, Froesteln, Fieber und Gallenfieber. Es ist zu kaufen in einer grossen Anzahl Drogerien und Kleinhandelsgeschaeften, wird aber auch von den Ketten Stors feilgeboten. "LIV-RO" kostet ungefaehr 4c per Flasche in der Herstellung. Im Kleinverkauf 25c per Flasche. Die Standard Drug Company, welche "LIV-RO" erzeugen, koennen fabrikmaessig taeglich 10 000 Flaschen "LIV-RO" herstellen. "LIV-RO" wird in Flaschen abgefuellt und taeglich abgesetzt.

Die Regsamkeit der Gesellschaft und deren Festigkeit zusammen mit Ihrem Geld, muessen bald "LIV-RO" zu einem hervorragenden Produkt machen. Schlagen Sie ein und helfen Sie "LIV-RO" auf den amerikanischen Markt zu bringen, wofuer Sie Ihren Gewinnanteil einziehen.

SCHNEIDEN SIE GLEICH DIESEN KUPON AB!

Citizens Guaranty Trust—Otto Kreisler, Mgr.
148 State St., Boston, Mass.
Preis per Anteil $10.00

Meine Herren! — Ich lege $..... fuer ..... Anteilscheine, Common Stock; wodurch ich an allen zukuenftigen Dividendenzahlungen der STANDARD DRUG CO. als Erzeugern der "LIV-RO" teilhabe und zwar mit dem besonderen Vorbehalt, dass ich, ueber meinen Wunsch, meine Anteile an Sie jederzeit zurueckverkaufen kann und fuer dieselben den vollen Preis erhalte.

Name .....
Adresse .....

---

sich und Marianna öffnete das Fenster.

„Fräulein Marianna, nur ein klein Augenblick, wenn ich mit der Fräulein redn könnt. Die Nadel hat sie mir noch net gebn."

Marianna verschwand, um sofort wieder am Fenster zu erscheinen.

„Lore kann sie heute nicht mehr sprechen. Die Nadel gibt sie Ihnen morgen."

„Werd ich Sie dann noch mal sehn? Wann fahrens denn weg?"

Nochmal beugte sich Marianna sprechend in das Zimmer zurück: „Lore will erst am Nachmittag reisen."

„Dann sehn wir uns morgen nochmal wieder und die Fräulein Lore soll ja die Nadel nur net vergessn."

Als Joseph andern Tags mittag nach dem Wirtshaus ging, waren die fremden Gäste abgereist.

4. Kapitel.

Frühzeitiger wie sonst war es Winter geworden. Aus düsterem Wolkenhimmel fielen schon um Allerseelen kalte, große Schneeflocken nieder, des Spätherbstes letzte blühende Pracht mit schneeigem Weiß umhüllend. Eine einzige kalte Nacht zog über alles noch blühende Leben das große Leichentuch. Manch töricht Blümlein, das in dem Strahl der Herbstsonne noch gestern vom kommenden Lenz träumte, lag heute unter der dünnen, weißen Decke begraben. In den Bauernhäusern rauchten die Kamine und die Bank um den großen Kachelofen in den Stuben stand nirgends leer.

Joseph saß daheim in der Stube an seinem Schustertisch. Er legte die Arbeit aus der Hand. Obwohl der Zeiger der alten Schwarzwälder Uhr erst halb fünf Uhr zeigte, konnte er doch schon nicht mehr sehen. Im Ofen prasselte das Feuer und verbreitete eine angenehme Wärme, so angenehm, daß der Flickschusterin stolzer Gockelhahn unter dem Ofen hervorkam und wohlbehaglich in der Stube den Abendimbiß zusammensuchte.

Joseph lehnte den Kopf an das Fenster und blickte hinaus in die einsame, verschneite Landschaft, über die sich der Dämmerung blaue Schatten breiteten. Seine Gedanken schweiften weit ab von hier; sein Geist suchte und grüßte Lore.

Er konnte sie nicht verscheuchen — die Erinnerung an das letzte Zusammensein mit ihr; sie folgte ihm wie ein Schatten; sie ist sein Glück und sein Verhängnis. Bei der Arbeit, im Gebet, im Schlaf, überall ersteht vor ihm Lores liebes, herziges Gesichtchen mit dem innigen Ausdruck im Blick, so wie er es zum letztenmal gesehen, u. eine Stimme hörte er ständig flüstern: „Werde erst reich und groß, die Lore wird sich dann schon finden lassen."

„Werde erst groß und reich!" — Nächte hindurch beschäftigten diese inhaltsschweren Worte seinen Geist, und wenn er müde und übernächtig morgens sein Lager verließ und im armseligen Stübchen auf dem uralten Schusterstuhl zerrissene Stiefel flicken mußte, dann ward er mutlos und traurig — gab es denn nur eine einzige Möglichkeit für ihn, reich und groß zu werden? War nicht jeder Gedanke daran nur leerer, lächerlicher Wahn? „Ein fester Wille u. Gottvertrauen vermag Berge zu versetzen." Er las die Stelle in der Legende wohl schon tausendmal, um Hoffnung daraus zu ziehen. Beides besaß er — den festen Willen und das Gottvertrauen und dennoch — er kann nicht an ein solches Wunder glauben.

Ja, wäre er wenigstens fort weit fort. Schon oft hörte er erzählen, daß Leute draußen in der Welt ein unerwartetes Glück fanden. Aber was würde zu solchen Wünschen seine Mutter sagen? Würde sie ihn ziehen lassen hinaus in den Kampf ums Glück, ins Unstete, Ungewisse?! Da ists ja, was ihm jede Hoffnung nimmt; was jeden stolzen Zukunftsplan schon im Entstehen vernichtet, daß er verurteilt ist, das Erbe seiner Väter hochzuhalten und nie im Drange eitlen Strebens den engen Kreis durchbrechen darf, der von Geburt aus ihm gebührt.

Wie droben am Himmel wild die Wolken jagen! Sie ziehn gegen Süden, dorthin zu liegt auch Lores Heimat. Oft hat sie ihm die Richtung angedeutet. Sehnsüchtig sieht er einem Wolkenzug nach.

Die Flickschusterin war in die Stube getreten. Joseph war so vertieft in seine Gedanken, daß er sie gar nicht kommen hörte. Leise lehnte sie sich an den warmen Ofen; mit besorgter Miene glitt hinüber zu dem Träumenden am Fenster.

„Joseph," sprach sie endlich, die Stille unterbrechend.

Joseph zuckte heftig zusammen, er wendete ihr den Kopf zu; der sehnsuchtsvolle, schwärmerische Ausdruck war aus seinem Gesicht verschwunden.

„Willst was, Mütter?" Noch klang ein weicher Ton durch seine Stimme.

„An was hast du eigentlich jetzt grad denkt, Joseph?"

„Ich? An nix!"

„Das machst du mir net weiß. Schon lange müßte ich gern, was du hast; du bist ganz anders wordn — man kennt dich ja gar nimmer. Und immer sinnst so vor dich hin, grad als wennst was recht Arges auf'n Herzen hättest. Sags mir, Joseph; schau, ich bin doch dei Mutter. Drücks net in dich nei, wenn dir was is. Wenn ich dir vielleicht a net helfen kann, es wird doch leichter werdn, wenn du mit mir drüber redn kannst. Sag, Joseph, was hast denn?"

„Nix, Mutter, wirklich nix."

„Joseph! Joseph! ich merks schon lang, daß du nimmer so bist wie du warst. Es wird doch die Lore net dran schuld sein, daß du so verändert bist!"

„Wie kommst nur auf so dumme Gedanken, Mutter. Was soll denn da die Fräulein Lore damit zu tun haben, wenn ich dir anders vorkomm? Man ist halt manchmal net so aufgelegt."

„Sei offen, Bub! A Mutterang sieht scharf. Du bist nimmer zfrieden und rastlos und der Ruh hat die Lore mitgenommen. Ich bitt dich um Himmelswillen, Joseph, laß dir ja kan dummen Gedanken in Kopf net kommen."

„Ja" laß mich doch nur einmal mit der Fräulein Lore in Ruh; wie kommst denn nur drauf. Da denkt eins immer aus andere von uns zwei; gar haben uns halt im Sommer gut miteinander unterhalten, das war alles. Kopfweh hab ich viel, weil das durchaus wissen muß."

„Du denkst halt viel. Des glaub ich wohl, daß du Kopfweh hast."

„Nein, ich sinn über nix! Wer weiß, woher das Kopfweh kommt, mir is so a nie recht gut."

Noch ehe die Mutter erwidern konnte, hatte Joseph die Stube verlassen.

Kopfschüttelnd blieb die Mutter zurück. Als sie kurz darauf Joseph zum Abendbrot rufen wollte, war er in das Dorf gegangen, um fertige Stiefel fortzutragen. Draußen hatte es mittlerweile mit Schneien aufgehört. — Am andern Morgen führten über den großen Hüttenanger, bis hin zu dem Rosenbusch durch den frisch gefallenen Schnee die Fußspuren eines Mannes.

Wenige Tage nach diesem Gespräch ging die Flickschusterin zum Tortonier, um seinen ärztlichen Rat wegen ihres Zeiteiten zu erbitten. Bedenklich schüttelte er sein dunkeltendes, gelaltes Haupt: „Immer Kopfweh?! Das ist nicht so einfach, Schusterin. Das Kopfweh ist der Anfang von den größten Krankheiten."

„Er denkt a bißle, mei Joseph; vielleicht konnts a davon herkommen."

„Vom Denken? Kopfweh! Seid ihr denn gscheit, Schusterin. Das war der erste Fall in meiner Praxis, daß man Kopfweh vom Denken bekam. Was müßt da ein Studierter, wie zum Beispiel ich, wollen mir mal sagen, wie wie wie zum Beispiel ich für Kopfweh haben, wenn das vom Denken kam. Dann müßten ja ich und meine Kollegen alle mit Kopfbunden herumlaufen. Da muß ich halt den Joseph einmal näher untersuchen. So einfach ist dem seine Krankheit nicht, das kann ich heut schon sagen." (Fortsetzung folgt)

Die Liebe des Christen darf nicht eingeschränkt sein auf Rassen und Klassen oder Parteien oder Blutsverwandte oder Freunde — sie muß allgemein sein, sie muß auf alle sich erstrecken, die ein Menschenantlitz tragen, die eine unsterbliche Seele haben, für die der göttliche Heiland am Kreuze gestorben ist, die Kinder des Vaters im Himmel sind. Bloß die eigenen Volksgenossen lieben, ist jüdisch, nicht christlich.

Fürstbischof Johannes von Brixen